

2019

Kolumnen Stadtentwicklung

Das Kompetenzzentrum Typologie & Planung in Architektur (CCTP) veröffentlicht eine monatliche Kolumne in der Luzerner Zeitung zum Thema Stadtentwicklung.

www.hslu.ch/cctp
sites.hslu.ch/architektur
www.luzernerzeitung.ch



**Luzerner
Zeitung**

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

«Las Vegas zur Weihnachtszeit?»

Es leuchtet bunt und grell in unseren Gemeinden: Weihnachten steht vor der Tür. Was früher einmal ein sorgsam dekoriertes Weihnachtsbaum im Zimmer war, ist zur blinkenden Lichtinstallation mutiert. Im Garten vor dem Haus geben sich Samichläuse, Elche und gläserne Pinguine ein buntes Stelldichein. Es ist fast schon ein bisschen wie in Las Vegas. Nur bei den Soundeffekten gäbe es durchaus noch Steigerungspotenzial. Ein blökendes Rentier oder der klingelnde Samichlaus würden entscheidende Vorteile im Wettstreit der Nachbarschaften schaffen.

Auch die Architektur bietet Hand. Giebel, Dachrinnen und Fensterläden werden zu strahlenden Trägern blinkender Botschaften und verwandeln das Haus in einen glitzernden Palast aus 1001 Nacht. Es bietet sich ja auch an, lassen sich doch die Lichterketten so gut und akkurat daran befestigen. Nur Schade, dass das Märchenschloss bei Tage dann doch wieder das gewöhnliche Haus ist.

Dieser Verwandlung wohnt doch wahrlich was Wundervolles bei. Vereint im kollektiven Besinnlichkeitstaumel, wird selbst der Nachbar tolerant. Jeder kann, jeder darf und alles ist erlaubt. Individualität wird angestrebt und doch sind die Resultate in ihrem Ausdruck alle gleich



Ein buntgeschmücktes Haus im New Yorker Stadtteil Brooklyn.

Bild: Getty

grell, bunt und laut. Vielleicht ist die Weihnachtszeit die beste in den nachbarschaftlichen Beziehungen. Was würde aber geschehen, wenn plötzlich sich ein Hase in das Ensemble mischte? Wahrscheinlich würde ein kollektiverer Aufschrei der Entrüstung

durch das Quartier gehen, schliesslich hat der Spass ja auch eine ernste Seite.

Es irritiert aber noch was Anderes: Las Vegas liegt in Amerika und hat mit der angestrebten Besinnlichkeit so viel zu tun, wie der amerikani-

sche Präsident mit dem Klimaschutz. Dass es aber auch anders gehen kann, zeigen heimische Gebräuche wie zum Beispiel Claustrychle, Geisslechlöpfer, Iffele oder Adventsfenster. Sie basieren auf einer kulturell verankerten Tradition und wirken dadurch

authentisch. Sie sind spezifisch je nach Region und bringen Menschen zusammen. Gemeinsam wird die Vorfreude auf Weihnachten geteilt und sich auf die Adventszeit eingestimmt. Der blinkende Elektroschrott aus Asien dagegen dient in erster

Linie dem individuellen Kommerz. Und er ist in einer Reihe mit den – zumindest bei uns – modischen Zeiterscheinungen wie Halloween oder Black Friday einzuordnen. Meiner Meinung nach lässt sich Besinnlichkeit nicht kommerzialisieren. In der Architektur gibt es ein Grundprinzip, welches da lautet: Weniger ist mehr! Vielleicht sollten wir uns gerade zur Weihnachtszeit wieder vermehrt darauf besinnen.

Aber zum Glück hat der Spuk ja auch mal ein Ende. Dann wird der Stecker gezogen, der Garten und das Haus erscheinen wieder in ihrem gewohnten Gewand. Auf der Agenda stehen dann wieder triste Alltagsthemen wie Energieeffizienz, Lichtverschmutzung oder Rasenmähen. Aber trösten wir uns, denn die Narren stehen bereits schon vor der Türe.



Peter Schwehr
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Prof. Dr. Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Departement Technik & Architektur.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Wahlkampf statt Diskussion?

Künftig wird in Entlebuch über «Bebauungs- und Zonenplänen mit grosser Tragweite» an der Urne entschieden. Eigentlich eine gute Sache, zeugt diese Entscheidung doch vom Wunsch der Bürgerinnen und Bürger nach mehr Mitsprache bei der Gestaltung ihres Lebensraumes. Doch die Sache hat einen Haken. Denn auf welcher Basis wird entschieden? Massstab ist die jeweilige persönliche Betroffenheit. Was für den einen eher unbedeutend ist, kann für den anderen eine grosse Veränderung darstellen. Stimme ich über etwas ab, von dem ich direkt betroffen bin, wird mein Entscheid ein anderer sein, als wenn mich das Bauvorhaben nur am Rande tangiert. Konflikte sind beim Bauen vorprogrammiert. Denn jede bauliche Massnahme hat ihren Preis. Sie verändert den gewohnten

Lebensraum, benachteiligt die eine oder bevorzugt den anderen. Das wiederum weckt Ängste, Begehrlichkeiten, Neid und Missgunst. Wir kommen also nicht umhin, auszuhandeln und miteinander zu reden. Aushandlungsprozesse sind ein Indikator für eine gelebte Demokratie.

Gerade Bauten, die von öffentlichem Interesse sind, müssen mit sorgfältiger Umsicht geplant werden. Und das erfordert Zeit und Mitwirkung. Architektur ist in den wenigsten Fällen selbsterklärend und fertig. Sie ist ein Prozess und kein Endzustand. Sie reift durch Auseinandersetzung und benötigt diese Reibung. Es liegt in der Natur der Sache, dass Wenige für Viele planen. Deshalb ist es so wichtig, dass über die Planung ein Diskurs stattfindet und die Betroffenen

die Chance bekommen, sich einzubringen. Dann kann plötzlich aus einem Projekt mit grosser Tragweite ein tragfähiger



Stadtentwicklung

ges Projekt werden, das in der Bevölkerung breiten Anklang findet und zu einem echten Mehrwert innerhalb der Gemeinde führt.

Ziel der Diskussion ist es, die Bürgerinnen und Bürger mündig zu machen. Der Prozess

der Mitwirkung lässt neue Sichtweisen entstehen und führt zu einem gemeinsamen Verständnis als Basis für künftige tragfähige Lösungen. Im Mittelpunkt steht dabei das Planungsproblem und nicht die eigene zu verteidigende (Partei)-Position.

In meiner beruflichen Praxis erlebe ich tagtäglich, wie tragfähig Architektur sein kann, wenn zuvor die Betroffenen miteinander in Dialog getreten sind. Ich erlebe aber auch, was es bedeutet, wenn wenig oder gar kein Raum für Diskussionen zugelassen wird. Eine Orientierungs- oder eine Gemeindeversammlung, in der Fragen und Anmerkungen vorgebracht werden können, reicht dafür in der Regel nicht. Angesichts der Lebensdauer unserer Gebäude von 50 bis 100 Jahren und in Anbetracht

ihrer prägenden Funktion im Gefüge einer Gemeinde ist die notwendige Zeit für die Mitwirkung relativ.

Kommt ein Bauvorhaben ohne Diskussion zur Abstimmung, wird es nur ein Ja oder Nein geben. «The Winner takes it all», heisst dann die Devise. Oder: «Wahlkampf statt Diskussion?» Das wird der Komplexität und Vielschichtigkeit von Architektur nicht gerecht. Wäre es nicht viel sinnvoller, die Ressourcen für den inhaltlichen Dialog einzusetzen? Bauen heisst immer in erster Linie aushandeln und Zielkonflikte klären, um trag-, das heisst umsetzbare Lösungen zu finden. Das Aushandeln der Interessenskonflikte ist wesentlicher Bestandteil einer nachhaltigen Stadtentwicklung und bietet die Basis für den Dorffrieden.

Tragfähigkeit und Konsens lassen sich nicht an einer Urne bewerkstelligen. Wer meint, durch die Abstimmungen Bauvorhaben beschleunigen oder gar blockieren zu können, geht ein hohes Risiko ein und führt ein demokratisches Grundprinzip ad absurdum.



Peter Schwehr
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Prof. Dr. Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Departement Technik & Architektur.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Holzbau in der Stadt

Holzbau hat in der Schweiz und am nördlichen Alpenrand eine Tradition, die bis heute prägend ist – auch wenn man es nicht immer sieht, denn viele Fachwerkbauten wurden mit Verputz überformt und wirken wie Bauten in Stein oder in Backstein. Es ist einerseits die Tradition eines gepflegten, «normalen» Holzbaus, andererseits aber auch die des ingenieurtechnischen Holzbaus von aufwendigen Dachstühlen oder gar Brücken mit grossen Spannweiten. Die beiden Luzerner Holzbrücken spiegeln diese Dualität. Während die bekanntere Kapellbrücke eine ziemlich normale, gängige Holzkonstruktion ist, wie sie im Hausbau üblich war, ist die Spreuerbrücke, auch wenn der begehbare Teil ähnlich geformt ist, eine ingenieurtechnisch deutlich anspruchsvollere Konstruktion.

Trotz langer Tradition – wenn darüber gesprochen wird, dass in der heutigen CO₂-geschwängerten Zeit auch in unseren Städten vermehrt mit Holz gebaut werden soll, kommt ein zwiespältiges Gefühl auf.

Holzbauten scheinen fragil zu sein, das lehrt uns schon Joseph Jacobs' Geschichte vom kleinen Schweinchen im Strohhäus, dem Geschwister im Holzhaus und dem im Backsteinhaus, die



Stadtentwicklung

der Wolf heimsucht: «Ich werde strampeln und trampeln, ich werde husten und prusten und dir dein Haus zusammenpusten.» In der Geschichte überlebt nur das Haus aus Backstein. Die drei Schweinchen wohnen nun alle darin, etwas enger beieinander. Und dann sind da auch die Erzählungen aus dem Geschichtsunterricht von den unzähligen Stadt- und Dorfbränden und der daraus abgeleiteten Vorgaben, in dicht bebauten Siedlun-

gen nur noch «steinerne» Bauten zu erstellen.

Wenn wir nun aber nachhaltig bauen und den ökologischen Fussabdruck – der sich hauptsächlich am CO₂-Verbrauch misst – verringern wollen, so wird jedoch Holz zum Baumaterial der Massen werden müssen, auch in den Städten. Dies umso mehr, als es gelungen ist, das Brandschutzproblem weitgehend zu lösen: Holz ist ein nachwachsender Rohstoff, der in sich das CO₂ fest gebunden hat. Holz bedeutet aber nicht «ausschliesslich Holz». Bauen mit Holz war schon immer hybrid, es wurden verschiedene Materialien verwendet, auch wenn selbst Architekten das heute ausblenden scheinen. Holz steht nun mal nicht gerne und lange auf feuchtem Untergrund, da muss ein anderes, feuchtebeständiges Material zwischengeschaltet werden. Auch für die Zukunft braucht es materialoptimierte hybride Bauwerke.

Wenn wir die CO₂-Bilanz tatsächlich ernst nehmen, wird das Verhältnis von Leistungs-

fähigkeit und CO₂-Verbrauch von Materialien im gesamten Lebenszyklus massgebend, und der fängt schon bei der Herkunft der Materialien an. Hier kommt eine andere wichtige Komponente dem Holzbau zugute: Das Material ist in nächster Umgebung in hohem Ausmass verfügbar ohne die nachhaltige Bewirtschaftung unserer Wälder zu gefährden.



Dieter Geissbühler
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Dieter Geissbühler ist Dozent am Kompetenzzentrum Typologie und Planung in Architektur der Hochschule Luzern. Einmal im Monat äussern sich Professorens des Departements zu städtebaulichen Themen. Ihre Ansichten müssen nicht jener der Redaktion entsprechen.

Vom Biologiebuch in den Bauplan

Die Auseinandersetzung mit biologischen Phänomenen hat seit jeher das Denken über das Bauen mitgeprägt. Die Beobachtung «natürlicher» Erscheinungen lieferte immer wieder gewichtige Inspirationen für technische und gestalterische Neuerungen, einerseits durch konstruktive, strukturelle oder formale Gegebenheiten botani-



Stadtentwicklung

schon oder zoologischen Ursprungs, andererseits durch die eigentlichen Bauwerke von Tieren. Dabei ging es nicht primär um die formale Übernahme biologischer Bilder, sondern um das Herausschälen von Charakteristiken der biologischen Vorbilder.

Für das Bauen können dies Materialeigenschaften sein wie der immer wieder nachgeahmte Lotoseffekt – die Blätter der Pflanze sind dank winzigster Wackskristalle so beschaffen, dass sie Schmutz wenig Berührungsfäche bieten und Regen ihn leicht abwaschen kann. Vor allem aber sind es strukturelle Erkenntnisse, wie die statische Struktur der Knochen, oder klimatische Lösungen, wie aus den Termitenhügeln abgeleitete natürliche Belüftungssysteme für Bauwerke.

Paradoxaerweise ist es gerade die zunehmende Digitalisie-



Aus der Natur lässt sich viel Wissen über Architektur ableiten. Termitenhügel, wie hier im Bild, verfügen beispielsweise über ein faszinierendes und technisch ausgeklügeltes Belüftungssystem. Bild: Keystone

rung im Bauen, die das Lernen von der Natur auf eine neue Ebene hebt. Sie eröffnet Möglichkeiten, wieder deutlich komplexere Bauweisen und damit komplexere Konstruktionssysteme zur Anwendung zu bringen, denn sie macht diese zunehmend wirtschaftlich attraktiv. Gerade der Holzbau hat hier schon gewichtige Schritte vorzuweisen. Im Moment konzentriert sich die Diskussion um die Digitalisierung im Bauen stark auf Planungs- und Ausführungsprozesse. Der eigentliche Entwick-

lungsschub zeigt sich jedoch in der Herstellung von Bauteilen und bald wohl auch von ganzen Bauwerken. Eine dritte Ebene bildet das durch die Digitalisierung mögliche Verstehen hochkomplexer (mindestens sieht es oft danach aus) Konstruktionsprinzipien, wie sie gerade in der Natur auftreten. Hier steckt noch immer eine Unmenge an Innovation.

Aus dem Fundus der Geschichte der Architektur ist die Gotik eine Stilepoche mit aktuellem und fast exemplarischem

Stellenwert. Strukturell lässt sich dort die Verästelung der verschiedenen Tragwerksteile bis hin zum Schmuck mit den Konstruktionsprinzipien des Baumes vergleichen. Heute kann die Suche nach den «genetischen» Grundbedingungen der Architektur – entgegen der weitgediehenen Verarmung konstruktiver Innovation, welche die letzten Jahrzehnte des Bauens gerade von Häusern geprägt hat – wieder in den Fokus des architektonischen Schaffens genommen werden. Vor allem dann,

wenn nicht die formale Extravaganz die entwerferische Arbeit prägt, sondern die konstruktive Virtuosität.

Die «Konstruktion» in der Biologie ist durchwegs eine optimierte Materialanwendung, in der die verschiedenen Teile in gegenseitiger Abhängigkeit in eine Wechselwirkung treten. Die verschiedenen Anforderungen führen zu optimaler Massenverteilung, idealer Ausrichtung, maximaler Elastizität u.v.m. Die Erscheinung ist funktional ge-

prägt, erlaubt aber eine immense Ausdrucksvielfalt. Lässt sich das Bauen davon inspirieren, bleibt es in den Gegebenheiten der kulturellen und technischen Entwicklung verhaftet, kann sich aber von Gewohnheitslösungen entfernen. Dies ist heute so bedeutungsvoll, weil sich auf der Ebene der Produktionstechniken und -methoden eine Bandbreite öffnet, die vieles möglich erscheinen lässt, was bis vor kurzem auch wirtschaftlich nicht realisierbar war.

Vor diesem Hintergrund werden die biologischen Referenzen zum immensen Fundus. So wird die Wand zur Haut, Gebäude interagieren mit ihrer Umwelt und auch, noch ein Stück grösser gedacht, die Siedlung wird zum gemeinschaftlichen Lebensraum. Damit wären wir dann hoffentlich wieder bei einem nachhaltigen Bauen, von dem sich unsere gebaute Realität in den letzten Jahrzehnten doch ein schönes Stück entfernt hat.



Dieter Geissbühler
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Dieter Geissbühler ist Dozent am Kompetenzzentrum Typologie und Planung in Architektur der Hochschule Luzern. Einmal im Monat äussern sich Professoren des Departements des städtebaulichen Themen. Ihre Ansichten müssen nicht jener der Redaktion entsprechen.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

«Design by Nature»

Ja, es wird heiss in unseren Städten! Tropennächte und Hitzeinseln gehören mittlerweile zum alltäglichen Sprachgebrauch. Glutofenhitze nicht nur von oben, sondern von der Seite und von unten, lässt uns stöhnen und kühle Ecken aufsuchen. Ist es doch auch kein Wunder, angesichts von schwarz asphaltierten Plätzen, reflektierenden Glas- und Metallfassaden und sorgfältig dekorierten Verkehrskreisel. Alles Natürliche scheint zum Störfaktor geworden zu sein. Auch hier gilt: Unterhalt ist teuer. Damit das Ganze aber dann doch nicht so eintönig aussieht, wird dekoriert: Kurzgehaltene Bäume bekommen ihren Platz in Pflanztrö-

gen, allenfalls gibt es noch die umzäunte, quadratische und unkrautfreie Rasenfläche.

Doch es geht auch anders: Die Rabatte an den Strassen entwickeln sich zu kleinen Biotopen voller Leben, die Natur wird ohne Pestizide sich selber überlassen. Design by Nature spart Ressourcen, schafft Komfort und erhöht die Biodiversität. Was also, wenn wir dieses Gestaltungsprinzip auch auf unsere Bauten übertragen? Denn sie beeinflussen massgeblich das Klima einer Stadt; sie reflektieren Schall, aber auch Sonneneinstrahlung. Die Folge? Die Stadt wird lauter, heisser und kühlt auch nachts nicht mehr aus. Stehen

dann noch Gebäude in Frischluftschneisen, wird es stickig und ungemütlich.

Leider ist das Stadtklima als relevanter Entwurfsmoment noch zu selten in den Köpfen und Herzen der Planerinnen angekommen. Klimagerechtes Bauen wird auf die Umsetzung energieeffizienter Gebäude und die Einhaltung entsprechender Normen reduziert. Zu oft wird das Potenzial von Vorgärten, Fassaden, Dachflächen und grünen Verkehrskreisel für unser Stadtklima brachliegen gelassen.

Was also, wenn stattdessen die Fassaden zu Träger für vertikale Begrünungen wür-

den, Dachflächen zu Trockenwiesen und Verkehrskreisel sich in Biotope verwandeln, in denen sich die Flora weitge-



Stadtentwicklung

hend selbst entwickeln kann? Die Architektur könnte hier Ausgangspunkt auf dem Weg hin zu einer grünen Stadt sein und wichtige Hilfestellungen

bieten. Architektur und Natur nicht als Gegensatz, sondern als synergetisches Tandem. Das Gebaute ist dabei nicht der Endzustand, sondern entwickelt sich durch Bepflanzungen in seinem Ausdruck, auch ein Stück frei und unkontrolliert, weiter.

Der Architekt Snozzi beschreibt es treffend, wenn er meint, «Bauen heisst zerstören, aber zerstöre mit Verstand». In meiner Interpretation bedeutet dies, nicht gegen die Natur, sondern mit ihr zu arbeiten. Wer aber versucht, Natur zu imitieren und sie zur Dekoration verwendet, beraubt sie ihrem ureigentlichen Wesen – ihrer Lebendigkeit. Verbauen

wir uns also nicht das Klima in der Stadt. Ein natürlicher und entspannter Umgang ist Gebot der Stunde! Let it grow.



Peter Schwehr
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis
Prof. Dr. Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Departement Technik & Architektur.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Ein erhabener Kontrast

Kürzlich stand ich wieder einmal auf der Terrasse des Hotels Maderanertal. Es wurde 1864 gebaut und anfänglich unter dem Namen «Hotel Zum Schweizerischen Alpenclub» betrieben. Wenn ich mir seine Geschichte vor Augen halte, überraschen mich die Bilder immer aufs Neue. Da tauchen plötzlich Angelsachsen und Unterländer in dieser schroffen, aber doch erhabenen Landschaft auf und nützen sie auf ganz neue Weise: Um hier Ferien zu machen.

Zwar wurde der Alpenraum vor der touristischen Eroberung von der «zivilisierten» – heute würde man wohl sagen «urbanen» – Bevölkerung als Bedrohung, als möglichst zu meidende Wildnis, gesehen. Dennoch war diese unwirtliche Landschaft schon vor ihrem touristischen Ausbau bewohnt und von einem relativ fein-

maschigen Wegnetz durchzogen. Selbst abgelegene Tal-schaften wurden im Lehen vergeben und bewirtschaftet; Pilger- und Handelswege suchten nicht nur die kürzeste Verbindung über den Alpenkamm, sondern ermöglichten darüber hinaus eine inneralpine Vernetzung.

Dieser Kulturraum der Alpen erhält mit seiner einmaligen Geschichte in der heutigen Zeit eine neue Aktualität. Nur wenn es uns gelingt, diesen Raum in seiner Wildheit einigermaßen gebündelt zu erhalten, dürfte es möglich sein, den Schaden, den er durch die Auswirkungen der Klimaerwärmung nimmt, in Grenzen zu halten. Die dort erhalten gebliebene Baukultur stellt daher eine wichtige Komponente dar, um die «urbane» Bevölkerung für den Stellenwert dieses Naturraumes zu sensibilisieren. Und gerade in dieser

Umgebung sind dann die repräsentativen Bauten des frühen Tourismus aufsehenerregende Kontraste zur kaum zu bändigenden Landschaft.



Stadtentwicklung

Die Alpen können nicht mehr nur Turngerät der Städter sein und letzte geliebte Wildnis, sondern sie müssen heute als

künstliche Landschaft verstanden werden. Für den Erhalt, den Unterhalt dieser Landschaft bedarf es nicht nur der Bergbauern – denen wir als Landschaftspfleger durchaus einen höheren Stellenwert zugestehen müssen –, sondern darüber hinaus eben auch der urbanen Schweizer Bevölkerung. Sie kann dazu beitragen, die bereits stark ausgedünnte touristische Infrastruktur abseits der «Resorts» zu stärken und zu erhalten. Auch das könnten wir als Beitrag in der Klimadebatte verstehen und gleichzeitig könnten wir dieser Landschaft, ihren Bewohnern und ihren Bauten die notwendige Wertschätzung entgegenbringen.

Und falls Sie sich die Wirkung dieser Bergwelt in anderer Weise eindrucksvoll zu Gemüte führen möchten, dann geniessen sie die Bilder von Joseph Mallord William Turner in der

aktuellen Ausstellung des Luzerner Kunstmuseums, «Turner – Das Meer und die Alpen». Sie werden ihre nächste Wanderung mit anderen Augen unter die Füsse nehmen.



Dieter Geissbühler
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Dieter Geissbühler ist Dozent am Kompetenzzentrum Typologie und Planung in Architektur der Hochschule Luzern. Einmal im Monat äussern sich Professoren des Departements zu städtebaulichen Themen des Kantons Luzern. Ihre Ansichten müssen nicht jener der Redaktion entsprechen.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

«Deines? Meines? – Unseres!»

Schon in den 1960er-Jahren beklagte der Architekt Richard Buckminster Fuller, dass das Schlafzimmer zwei Drittel des Tages nicht gebraucht wird und das Auto zu fünf Sechstel der Zeit auf dem Parkplatz steht. Gründe für diese Vergeudung von Ressourcen sah er vor allem im Wunsch nach eigenem Besitz. Auch wenn es in der Natur der Sache liegt, dass ein Schlafzimmer auch mal ungenutzt sein darf, so gibt es doch genügend andere Beispiele aus unserem Wohnumfeld, bei denen tatsächlich Ressourcen gespart werden könnten. Da ist zum Beispiel das Gästezimmer, der Hobbyraum oder das Arbeitszimmer. Alles finanziert und gebauter Raum, der, wenn wir ehrlich sind, kaum ausgelastet ist: Die Schwieger-

mutter kommt doch seltener als geplant, der Hobbyraum wird weniger benutzt als gedacht. Nur das Arbeitszimmer ist dank Homeoffice besser frequentiert. Allerdings ist es auf die Dauer zu eng, man ist alleine und das Internet furchtbar langsam. Das ungenutzte Eigentum als Altlast?

Stellen wir uns dagegen vor, das Gästezimmer wäre ein buchbarer Raum in der Siedlung, mit Reinigungsservice und einer gewissen angenehmen Distanz, oder der Hobbyraum wird von mehreren Personen benutzt und ich kann von der Erfahrung anderer profitieren. Oder mein Homeoffice findet nicht mehr in der Abstellkammer statt, sondern in einem Coworking Space in der Nach-

barschaft. Neben einer top Ausstattung sehe ich endlich meinen Nachbarn nicht nur am Elternabend oder an der Gemeindeversammlung.



Stadtentwicklung

Wenn aus Meinem oder Deinem das Unsere wird, hat dies enorme Einflüsse auf den gebauten Lebensraum. Plötzlich wird Platz frei für Neues. Nach-

barschaften können als gelebte Netzwerke entstehen. Der persönliche Mehrwert liegt in der gemeinsamen Nutzung. Eigentum beschränkt sich auf das Wesentliche, Investitionen sind frei für neue Ideen. Nachhaltige Architektur verlangt nach Kooperation. Aktiv gelebte Nachbarschaft kann einen wesentlichen Beitrag leisten, dass das Quartier über einen möglichst langen Zeitraum für verschiedene Bewohner und Bewohnerinnen einen qualitativ hochstehenden Lebensraum bietet. Die Gestaltung von Gemeinschaftsräumen und Begegnungszonen innerhalb und ausserhalb des Gebäudes und schon in der Planungsphase beteiligte Bürger und Bürgerinnen ermöglichen Synergien zwischen den Bewohnenden

und setzen ein Statement gegen zunehmende Vereinsamung.

Dies setzt aber ein Umdenken voraus. Wir müssen uns davon verabschieden, unsere Gebäude zu überfordern. Das Haus, das alles leisten kann, macht keinen Sinn. Auch müssen wir uns eingestehen, dass sich unsere Bedürfnisse mit der Zeit ändern. Fragen wir uns also: Was ist unbedingt als Besitz notwendig? Wahrscheinlich ein nicht geteiltes Schlafzimmer. Aber daneben bleiben immer noch genügend Räume und Dinge, die ich teilen kann.

Natürlich – Teilen braucht Toleranz: Wissen wir doch alle, dass die gemeinsame Waschmaschine häufig zu unschönen Diskussionen führt. Aber was

wäre, wenn die Waschküche zum Waschsalon mit Kaffee, Coiffeur und Spielecke und damit zum Ort für Begegnung und Sozialhygiene mutiert?



Peter Schwehr
kanton@luzernerzeitung.ch

.....
Hinweis

Prof. Dr. Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Departement Technik & Architektur.

Landschaftsbau statt Städtebau

Immer wieder wird er in der politischen Diskussion hervorgehoben, der Graben zwischen Stadt und Land. Erstaunlicherweise scheint er bis heute kaum an Bedeutung verloren zu haben und wirkt sich auch auf die Diskussion um das Bauen aus: Die Vorstellung ist weit verbreitet, dass dieses entweder städtisch oder dörflich sei, dass sich Bauten also deutlich darin unterscheiden, ob sie dem Dorf (oder gar einer Nichtbauzone) zugehören oder der Stadt.



Es ist eine Tatsache, dass heute die Mehrheit der Bevölkerung in Städten lebt und diese Entwicklung weiter anhalten wird. Rein quantitativ dominiert deshalb auch beim Bauen das Städtische. Es hindert uns als Gesellschaft aber an einer wirklich nachhaltigen Auseinandersetzung mit den aktuell brennenden Themen, wenn hier nicht eine Ausgewogenheit gefunden werden kann. Denn in dieser Sichtweise schliesst die Stadt das Land aus, sie bleibt weiterhin in zu vielen Denkmustern unserer Gesellschaft vom Bollwerk der Stadtbefestigung umschlossen, wenn auch physisch die meisten Stadtmauern entfernt worden sind.



Die Stadtentwicklung sollte auch die Umgebung mit einbeziehen.

Bild: Roger Grütter (Luzern, 30. April 2019)

Notwendig ist aber eine Erweiterung der Perspektive: Stadt und Land sind Teil desselben Systems. Darin stehen Städte in permanenter Interaktion mit der umgebenden Landschaft. Gerade Luzern als Region ist ein Paradebeispiel der immensen Bedeutung der Interaktion von Stadt und Land. Was wäre die Stadt ohne den Vierwaldstättersee, ohne Rigi, Pilatus und alle weiteren Hausberge entlang dem See. Luzern, aber auch die meisten anderen Siedlungen am Vierwaldstättersee, bieten sozusagen die Zuschauertribünen für Bewohner wie Besucherinnen.

In diesem Sinne hätte ein stärker landschaftsorientiertes Denken der Hilflosigkeit im Umgang mit den Freiräumen in den Verdichtungsgebieten Abhilfe schaffen können, so zum Beispiel beim Mattenhof oder beim Schweighof in Luzern Süd, allenfalls sogar mit dem Einbezug privater Aussenräume an Hochhäusern wie dem neuen Turm im Zentrum von Horw.

Andererseits wäre es durchaus wünschenswert, wenn eher städtisches Denken bei der Platzierung und der Gestaltung der neuen, riesigen Laufställe eines modernen Bauern-

betriebes mit einbezogen würde.

Städtebau ist ein Fachbegriff der Planer und Architekten und meint eigentlich die wohlbedachte Planung beim Bau von Besiedlungen. Das heisst, es müsste wohl ab zwei Häusern davon die Rede sein – allenfalls schon bei einzelnen Bauwerken. Vielleicht ist dies jedoch der falsche Begriff, denn so dominiert weiterhin die Stadt. Was hier geplant wird, ist jedoch die Qualität unseres Lebensraumes. Ich schlage deshalb vor, diese Tätigkeit Landschaftsbau zu nennen, denn die Stadt bleibt ohne die Landschaft ziemlich einsam.



Dieter Geissbühler
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis

Dieter Geissbühler ist Dozent am Kompetenzzentrum Typologie und Planung in Architektur der Hochschule Luzern. Einmal im Monat äussern sich Professoren des Departements zu städtebaulichen Themen des Kantons Luzern. Ihre Ansichten müssen nicht jener der Redaktion entsprechen.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Die Geister, die ich rief

Smart sein ist in! Smart sein ist Lifestyle, smart sind unsere Technologien und smart sollen auch bald schon unsere Häuser und Städte sein. Und in der Tat ist es eine verlockende Vorstellung, dass sich zukünftig Roboter und Algorithmen um unseren Lebensalltag kümmern. Auch Goethes Zauberlehrling begeisterte sich für diese Idee. Allerdings musste er dann frustriert feststellen: «Herr, die Not ist gross! Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!»

Schon einmal haben wir uns in diese Zauberlehrling-Situation gebracht: In den 70er-Jahren galt es als zukunfts-trächtig, die Entwicklung der Städte von den Anforderungen der Technik abhängig zu machen. War es doch modern, an der Autobahn zu wohnen, und dieser Logik folgend, führten wir stark befahrene Strassen mitten durchs Wohnquartier. Heute verwenden wir enormen Aufwand darauf, die Strassen für die Menschen zurückzu-erobern. Denn als die Technik-euphorie abklang, wurde wieder klar: Eine Stadt ist Lebensraum. Ihre Qualität bemisst sich nicht primär an einer abstrakten «Modernität», sondern an der Dichte und Charakteristik gemeinschaftlicher Interaktionen.

Um nicht wieder in die gleiche Falle zu tappen, müssen wir innehalten und uns fragen, welchen Mehrwert die neuen

Technologien für den Lebensalltag in der Stadt der Zukunft bringen. Denn sie können und sollen nicht Selbstzweck sein. Sehr wohl haben sie, intelligent eingesetzt, das Potenzial, die Interaktionen zwischen den Bewohnerinnen und Bewohnern zu unterstützen, Initiativen zur Gestaltung des Lebensraumes



Stadtentwicklung

zu fördern und so die Entwicklungs- und Lernfähigkeit der Stadt zu stärken. Jedoch darf ihre Verwendung die Handlungsfähigkeit und Unabhängigkeit eines Gemeinwesens nicht einschränken.

Voraussetzung dafür sind robuste Strukturen, Bedienerfreundlichkeit und Austauschbarkeit. Dem jedoch stehen die Interessen der Techfirmen entgegen; sie sind interessiert am Verkauf von Updates und an Gewinnmaximierung. Wer kennt die Situation im Privatleben nicht: Der Computer wäre noch funktionstüchtig, doch wird leider die passende Software nicht mehr angeboten, aber ich kann ja updaten. Von

Wahlfreiheit kann dabei keine Rede sein. Ist das ein Szenario für die Stadt, das wir wollen? Wenn nicht, gehören Energie, Wasser, Mobilität und Datenschutz nicht in fremde Hände. Hier müssen Bund und Kantone bei der Digitalisierung der Stadt Verantwortung übernehmen. Eine Privatisierung dieser Aufgaben schafft Abhängigkeiten und schränkt die Handlungshoheit und Funktionstüchtigkeit einer Stadt massiv ein.

In einer Stadt der Zukunft sollte die Intelligenz den Bewohnerinnen und Bewohnern zugestanden werden und nicht einer übergeordneten Technik. Geben wir sie also nicht aus der Hand, denn wie sagte doch gleich der alte Meister in Goethes Zauberlehrling: «In die Ecke Besen, Besen! Seid's gewesen! Denn als Geister ruft euch nur, zu seinem Zwecke, erst hervor der alte Meister.»



Peter Schwehr
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis
Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Departement Technik & Architektur.

Sag, wer ist die Schönste im ganzen Land?

Majestätsbeleidigung in Kriens! Stehen doch in unmittelbarer Nähe Gebäude mit ähnlich auffälliger Farbgebung in bronzefarbenem Aluminium. Doch dummerweise – mit geringfügiger zeitlicher Verzögerung – hatte der Nachbar die gleiche Idee. Aber wo liegt denn nun eigentlich das Problem?

Sehen sich doch viele Gebäude recht ähnlich. Der Anspruch dieser Gebäude macht den Unterschied: Während das eine klar erkennbar als Bürogebäude in Erscheinung tritt, würde das andere doch sehr gerne viel mehr sein: Nämlich ein Stadthaus. Ein Haus als Zentrum für die Bewohner und Bewohnerinnen von Kriens. Eine starke Geste, die ein Zentrum schafft, Begegnung ermöglicht und die Adresse «Stadthaus Nr. 1» verdient. Doch es ist wohl nur beim Versuch geblieben, trotz modischen Kleides. Denn nimmt man etwa das Haus, durch geschickt platzierte Werbung, als Bürogebäude einer grossen Versicherung wahr, man sieht auch eine Arztpraxis und, richtig, man entdeckt, nach einer gewissen Zeit, auch die Verwaltung, obschon genau diese doch eigentlich den Ton angeben sollte. Wenn Eingänge aber ähnlich behandelt werden, Fassaden trotz unterschiedlicher Nutzung gleich aussehen, es zu keiner Differenzierung des Erscheinungsbildes kommt, besteht die Gefahr, dass das Stadthaus eben mit seinem Nachbarn verwechselt wird. Dies allerdings nicht in erster Linie aufgrund seiner Farbe.

Es besteht aber noch eine weitere Verwechslungsgefahr: Die grosse asphaltierte Fläche vor dem Stadthaus, die wahrscheinlich als Platz und Ort der Begegnung gedacht war, erinnert eher an einen leeren



Für Kurt Gisler ähnelt die Fassade der Liegenschaft links zu sehr jener des Stadthauses (rechts).

Bild: Eveline Beerkircher (Kriens, 7. Februar 2019)

Parkplatz an einem verkaufsfreien Sonntag als an ein Zentrum für Kriens. Nicht umsonst war das Amt gezwungen, ein Halteverbotsschild mit der Aufschrift «Für den ganzen Platz» aufzustellen. Hier wurde in unverantwortlicher Weise Potenzial vergeudet. Wer Architektur auf Fassadengestaltung und Farbgebung reduziert und mit dem Aussenraum so fahrlässig umgeht, muss sich nicht wundern, wenn sein Gebäude «in inakzeptabler Weise konkurrenziert» wird (Zitat CVP-Einwohner Kurt Gisler).

Eine Haltung, die schon per se höchst fragwürdig ist. Hören wir doch mit dem Konkurrenzdenken auf! Fangen wir an, in Synergien zu denken! Also: Die Stadt als Ganzes zu sehen und



Stadtentwicklung

nicht als Ansammlung von Einzelgebäuden, die wie trotzig Kinder um Aufmerksamkeit buhlen. Eine Stadt ist gelebte Vielfalt. Selbstverständlich übernimmt dabei ein Stadthaus eine andere Rolle als ein Bürogebäude. Ein Stadthaus ist repräsentativ, hat eine andere Funktion, ist ein Gebäude für die Bevölkerung. Es ist daher nicht nur die

Form und die Fassade entscheidend. Vielmehr geht es hier um den kreativen Impuls, der vom Gebäude mit seinem Platz für den Ort und seiner Bewohnerschaft ausgehen sollte. Glückt dies, dann begegnen sich hier Menschen, reden miteinander, tauschen sich aus. Trinken einen Kaffee oder ein Glas Wein. Kinder spielen. Die Krienserinnen und Krienser machen es zu ihrem Zentrum. Ihr Haus, ihr Platz – weil es das Stadthaus ermöglicht.

Ein getunttes Bürogebäude allerdings, und wenn es noch so schön glitzernd erscheint, kann dies nicht leisten und wird immer der Gefahr ausgesetzt sein, «banalisiert» zu werden. Wie war nochmals dieses Zitat? «Jeder sei, in seiner Art, majes-

tätisch. Wenn er auch kein König ist, müssen doch alle seine Handlungen, nach seiner Sphäre, eines Königs würdig sein.» – Baltasar Gracián y Morales, Handorakel und Kunst der Weltklugheit.



Peter Schwehr
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis
Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Departement Technik & Architektur.

Gastbeitrag zur Stadtentwicklung

Mythos «hoch und dicht»

Die Lösung scheint einfach: Ist der Platz für Bauland begrenzt, baut man in die Höhe. Wertvoller Boden wird gespart, die Zersiedelung gestoppt und statt enge Wohnverhältnisse in den Quartieren zu schaffen, wird luftig in die Höhe gebaut, mit Blick auf die Weite einer möglichst nicht zersiedelten Landschaft. Die vertikale Stapelung von Wohnfläche im Hochhaus als Beitrag zum geforderten verdichteten Bauen in der Stadt also? Wäre die Antwort so einfach, wären viele Streitereien und Diskussionen vom Tisch.

Hier treffen die beiden Themen aufeinander, die im aktuellen Städtebau-Diskurs die meisten Emotionen und Vorbe-

halte auslösen: das Hochhaus und die Verdichtung. Da wäre es natürlich wünschenswert, dass sie sich im Zusammenspiel zum Wohlgefallen aller gegenseitig auflösen könnten. Als Traum-Duo sozusagen. Doch dem ist leider nicht so.

Auf der eine Seite steht der Anspruch des «verdichteten Bauens». Verdichtet bauen heisst: Mehr Personen nutzen die gleiche Wohnfläche. Das spart Bodenressourcen und wirkt der Zersiedelung unserer Landschaft entgegen. Darüber hinaus senkt die begrenzte Wohnfläche auch die Mieten. Wo jedoch einfach die individuelle Wohnfläche und das Bauvolumen vergrössert werden, entsteht zwar Enge, aber kaum

Verdichtung.

Auf der anderen Seite steht das Hochhaus. Mit seiner Höhe von 25 Metern und mehr kommt



es nicht umhin, das Ortsbild zu prägen. Die Höhe macht die Sache zusätzlich kompliziert:

Hier wirken andere Kräfte auf ein Gebäude, es müssen deshalb besondere Konstruktionen gewählt werden. Kommt hinzu, dass aufgrund der mitunter kritischen Erschliessungsbedingungen strengere Auflagen an Fluchtwege erfüllt werden müssen und aufwendigere gebäudetechnische Installationen nötig sind. Kurz und gut: Ein Hochhaus ist eine teure Bauform, die kaum einen Beitrag zum kostengünstigen Wohnen leisten kann. Der Blick nach draussen mag vielleicht den Aufwand wert sein, aber nur dann, wenn man genug verdient und nicht andere Hochhäuser einem den Blick zustellen. Mehr Baumasse für Privilegierte also, aber keine Verdichtung.

Ein weiteres Argument, das gegen die Formel «Hochhaus gleich Verdichtung» spricht, ist die momentane Baugesetzgebung. Im Unterschied zu den bekannten Megastädten wie etwa Schanghai darf ein Hochhaus sein Umfeld bei uns nicht verschatten. Die Folge davon ist, dass um das Gebäude herum viel Freifläche benötigt wird. Es nimmt also nicht nur Höhe in Anspruch, sondern im Endeffekt auch Umland. Spätestens dann wird die vermeintliche Verdichtung ad absurdum geführt.

Halten wir fest: Mit der Bauform des Hochhauses sollte sehr besonnen umgegangen werden. Erst wenn es gelingt, mit einem Hochhaus kostengünstiges und verdichtetes

Bauen zu ermöglichen, wird es eine ernsthafte Alternative zu 5- bis 6-geschossigen Wohnbauten – unter der Voraussetzung, dass es den Ort im nachhaltigen Sinne bereichert.



Peter Schwehr
kanton@luzernerzeitung.ch

Hinweis
Peter Schwehr ist Leiter des Kompetenzzentrums Typologie & Planung in Architektur der Hochschule Luzern, Departement Technik & Architektur.